

[Nachdruck verboten.]

231

## Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Mezö.

Eines Abends, als die Sache gerade am aller schlimmsten stand, nahmen sie Pelle mit nach Hause. Sie wohnten nach Osten zu an der großen Behmgrube, wo der Abfall der Stadt hinausgeföhren wurde. Die Frau war damit beschäftigt, Abendbrot im Ofen zu wärmen, in der Ofenecke sah eine runzelige Großmutter und strickte. Es war sehr ärmlich.

„Ich glaube wahrhaft, daß es Vater war,“ sagte die Frau fröhlich. „Hat einer von Euch was von ihm gehört?“

Die Jungen erzählten, was sie so gehört hatten: Einer hatte ihn hier, ein anderer dort gesehen. „Die Leute halten uns ja so gern unterrichtet,“ sagte Jens bitter.

„Nu is' es der vierte Abend, daß ich vergebens Essen für ihn aufwärme,“ fuhr die Mutter fort. „Er pflegt doch sonst mal zu Hause vorzusprechen, wenn sie auch noch so schlimm hinter ihm her sind, aber er kann ja noch kommen.“ Sie versuchte aufmunternd zu lächeln, schlug aber plötzlich die Schürze vor die Augen und brach in Tränen aus. Jens ging mit schwerem Kopf umher und wußte nicht, was er tun sollte; Morten sagte die Mutter um den müden Rücken und sprach ihr ruhig zu. „So, so, es is' ja nicht schlimm, als es so oft gewesen ist,“ er strich ihr über die vorstehenden Schulterblätter.

„Nein, aber ich hatte mich ja so dazu gefreut, daß es überstanden war. Ein ganzes Jahr beinahe hat er sich nicht gerührt, sondern sein Essen stumm gegessen, wenn er von der Arbeit kam, und ist ins Bett gekrochen. All die Zeit hat er nichts entzweigeschlagen, hat geschlafen und geschlafen; ich habe schließlich geglaubt, er wäre schwachsinnig geworden und hab' mich für ihn gefreut, da hat er doch Frieden vor den schrecklichen Gedanken, ich glaub' ja, er hält' sich beruhigt nach all seinen Niederlagen und wollt' das Leben so nehmen, wie es kam, so wie es die andern von seinen Kameraden tun. Und nun steht er wieder auf in all seinem Trost, und das Ganze fängt wieder von vorne an!“ Sie weinte trüblich.

Die Alte sah da und ließ ihren knappen Blick von dem einen zum andern wandern; sie glich einem klugen Raubvogel, der in einen Käfig gesetzt ist. Dann fing ihre Stimme an zu gleiten, leidenschaftslos und ohne Tonfall:

„Du bist 'n großes Schaf, nu hast Du all den vierten Abend für den Runtreiber Pierfuchen gemacht; immer wieder bist Du da mit Küffen und Streicheln. Ich wollt' doch meinem Mann den Schlaf nicht versüßen, wenn er sich so schändlich gegen Frau und Familie versündigt tät; hungrig und mit trockenem Mund könnt' er sich meinetwegen hinlegen und wieder aufstehn, dann lernt er am Ende noch Mores. Aber da is' kein Mud nich' in Dir, das is' die Sache; Du nimmst all seine Grobspurigkeit für bare Münze.“

„Wenn ich ihm auch noch Steine in den Weg legen wollt', wer sollt' denn woll gut gegen ihn sein, wenn sein armer Kopf das Verlangen hat, mal weich zu liegen? Großmutter sollt man wissen, wie nötig er einen Menschen braucht, der an ihm glaubt. Und was anders hab' ich ihm nicht zu schenken.“

„Ja, ja, geh' Du man auf Arbeit und mach' Dich zu Ende, so daß da was für den großen Kerl is', was er rungenieren kann, wenn der Geist über ihn kommt. Aber nu sollst Du hingehen und Dich zu Bett legen, ich will woll auf Peter warten und ihm Essen geben, wenn er kommt; Du mußt ja halbtot sein vor Müdigkeit, Du armes Barm.“

„Ein altes Sprichwort sagt: „Mannes Mutter is' des Teufels Unterfütter“, aber auf Euch paßt das nicht, Großmutter,“ sagte die Mutter der Jungen sanft. „Zimmer nehm' Ihr meine Partei, obwohl das gar nich' nötig tut. Aber nu sollt Ihr zu Bett gehen! Es ist weit über Eure Schlafenszeit und für Peter will ich schon sorgen. Es ist so leicht mit ihm fertig zu werden, wenn er bloß weiß, daß einer es gut mit ihm meint.“

Die Alte tat, als höre sie es nicht, und strickte weiter. Den Jungen fiel ein, daß sie etwas in der Tasche hatten, es

war eine Tüte mit Kaffeebohnen, ein wenig Kandis und ein paar Becken.

„Ihr verkladert all Eure teuren Schillinge für mich,“ sagte die Mutter vorwurfsvoll und setzte Kaffeewasser auf, während ihr Gesicht voll Dankbarkeit strahlte.

„Sie haben wohl noch keine Braut, an die sie sie verschwenden können,“ sagte die Alte trocken.

„Großmutter ist heute Abend so verstimmt,“ sagte Morten. Er hatte der alten Frau die Brille abgenommen und sah ihr lächelnd in die grauen Augen.

„Verstimmt — ja, das bin ich! Aber die Zeit, die geht hin, will ich Dir sagen; und hier sitzt ein Mensch am Grabesrand und wartet, daß ihre eigene Nachkommenschaft vorwärtskommen und 'ne große Lat ausrichten soll', aber es geschieht bloß nie was! Die Kräfte werden vergendet und laufen wie Bachwasser in das Meer, und die Jahre werden betrübtelt — oder sind das Lügen, was ich sag'? Alle woll'n Herren sein, keiner will den Saft tragen; und dann fall'n sie um und reiten übereinander weg, um so ein Körndchen höher zu kommen. Und flott soll es im Haus sein, aber Armut und Schweinerei is' da in jedem Winkel. Ich denk' mir, der liebe Gott hat bald genug von dem Ganzen! Mich' eine Stunde geht hin, wo ich nich' den Tag verfluch', als ich mich aus dem Bauernland fortlocken ließ; da wuchs doch das tägliche Brot auch für den armen Mann auf'm Feld, wenn er es bloß so nehmen wollt wie es fiel. Aber hier muß er mit'm Schilling in'er Faust antreten, wenn er bloß 'nen grünen Wisch für die Suppe haben will. Hast Du Geld, kannst Du's kriegen, hast Du keins, dann laß es liegen! — Ja, so is es. Aber in die Stadt mußt man ja, um Teil zu haben an Peters Glück! Es versprach ja großartig zu werden, und ich dumme, alte Frau hab immer das Verlangen gehabt, mein eigen Blut an der Spitze zu sehen. Und nu sitz ich hier als Bettelprinzess! Großartig is es geworden, denn ich bin die Mutter von dem größten Runtreiber in der ganzen Stadt!“

„So sollt Großmutter nicht reden,“ sagte die Mutter der Jungen.

„Ja, ja, aber müde bin ich von dem allen, und ich kann doch nich dran denken zu sterben! Wie kann ich woll hingehn und mich niederlegen, denn wer sollt denn wohl Peter die Stange halten — die Kraft!“ sagte sie höhlich.

„Großmutter kann ruhig hingehen und sich niederlegen; ich werd am besten mit Peter fertig, wenn ich allein mit ihm bin,“ sagte die Frau, aber die Alte rührte sich nicht.

„Kannst Du sie nicht dazu kriegen, daß sie geht, Morten,“ flüsterte die Mutter. „Du bist der Einzige, auf den sie hört.“

Morten redete der Alten so lange zu, bis er sie fortgelockt hatte; er mußte versprechen mitzugehen und das Deckbett um ihre Füße einzustopfen.

„So haben wir sie denn glücklich beiseite geschafft,“ sagte die Mutter erleichtert. „Ich bin immer so bange, daß Vater mal vergessen könnte, was er tut, wenn es so mit ihm bestellt is, und sie denkt nich dran, nachzugeben, das is hart gegen hart. Aber nu mein ich, sollt ihr dahin gehen, wo die andern jungen Leute sind und nich hier sitzen und den Kopf hängen lassen.“

„Wir bleiben und sehen, ob Vater kommt,“ erklärte Morten.

„Aber was fällt Euch ein, Vater könnt ihr ja immer guten Tag sagen. Geht nu, hört Ihr, Vater mag mich am liebsten allein antreffen, wenn er so kommt und vergnügt is. Denn nimmt er mich vielleicht in seine Arme und schwingt mich rum, stark wie er is, so daß ich schwindlig werd wie ein junges Mädchen. Hu, hei! Dirn, hier ist die Kraft! sagt er und lacht laut wie in seiner tausenden Jugend. Ja, es kommt woll vor, wenn er gerade genug in' Kopf hat, daß er wieder so stark und munter wird wie damals, als er in seiner Macht und Größe war. Ich freue mich darüber, wie armfelig es auch ausfällt; aber es ist nichts für Euch, Ihr sollt lieber gehen.“ Sie sah sie flehentlich an und zuckte zusammen, als jemand an die Tür faßte. Draußen herrschte ein böses Wetter.

Es war nur die Jüngste, die von ihrem Platz nach Hause kam. Sie mochte wohl zehn bis elf Jahre alt sein und war klein von Wuchs, dabei sah sie aber doch älter aus; ihre Stimme war hart und knarrend, der kleine Körper schien groß

und mitgenommen von Arbeit. Nicht ein Fleck an ihr strahlte das Licht wieder aus, sie glich irgendeinem unterirdischen Wesen, das sich an die Oberfläche verirrt hat. Sie ging tot durch die Stube und ließ sich in Großmutter's Stuhl fallen, da sah sie und hing nach der einen Seite herunter und verzerrte hin und wieder das Gesicht.

„Sie hat ja den Schaden im Rücken,“ sagte die Mutter und strich ihr über das dünne unschöne Haar, „den hat sie gekriegt, weil sie Doktors kleinen Zungen immer schleppt, der is so groß und dick. Aber so lange der Doktor nichts sagt, kann es wohl nichts Gefährliches sein. — Ja, Du bist wahrhaftig früh von Haus gekommen, mein Kind, aber dafür hast Du auch Dein gutes Essen und lernst Dich tummeln. — Und tüchtig das is sie, sie wartet Doktors drei Kinder ganz allein auf! Die Älteste is in ihrem Alter, aber die muß sie an- und ausziehen. Solche seine, die lernen ja nich, sich selbst aufzuwarten.“

Velle starrte sie neugierig an. Er hatte selbst viel durchgemacht; aber sich zum Krüppel an Kindern schleppen, die vielleicht kräftiger waren als er selbst, das sollt' ihm feiner zumuten! „Wozu schleppt sie denn die überfütterten Göhren?“ sagte er.

„Geschütet werd'n soll'n sie ja,“ antwortete die Frau, „und die Mutter, die ja die Nächste dazu wär', die hat woll keine Lust! — Sie bezahlen ja dafür.“

„Wenn ich es wär', ich ließ die Göhren fallen — ja, ich ließ sie fallen,“ sagte Velle unverzagt.

Die Kleine streifte ihn mit ihrem stumpfen Blick, jetzt schimmerte ein schwaches Interesse darin auf. Aber das Gesicht behielt seine festgeschlagene Gleichgültigkeit, es war unmöglich zu sagen, was sie dachte, so hart und erfahren war ihr Ausdruck.

„Du solltest ihr nichts Schlechtes beibringen,“ sagte die Mutter, „sie hat schon so genug, womit sie kämpfen muß, sie hat einen harten Sinn. — Und nu sollst Du zu Bett gehen, Karen,“ sie liebte sie abermals; „Vater kann es ja nich gut vertragen, Dich zu sehn, wenn er was in' Kopf hat. — Er hat Dich so lieb,“ fügte sie hilflos hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

## Frl. Sonnenstrahl und Muckel, der Knecht.

Wir sind jetzt zu Hause der Ansicht, daß es ein alter Unsinn ist, das mit der Eizelle und den Samenfäden, die angeblich allein einen Menschen zuwege bringen können. Das genügt uns nicht mehr. Es muß irgendwo ein wunderbares Kinderland geben. Vielleicht auf der Sonne oder auf den Sternen; aber das ist uns einerlei wo. Irgendwo treiben sie sich herum, diese Putten, dieses kleine, duftige, göttliche Gefindel. Warum sie dann irgendwo herunterfallen, wenn zwei Menschen auf der Erde sich lieben und warum sie sich dann da einmischen, ach, das ist alles so schwer. Wir können es wirklich nicht sagen.

Dieser Wechsel in unseren Anschauungen hat sich bei mir und meiner Frau vollzogen, seitdem Eva angekommen ist. Das ist nämlich der Taufname für Fräulein Sonnenstrahl, wie es in Wirklichkeit heißt. Dieses zehn Monate alte Kind gibt uns viel zu denken. Nicht als ob es sehr schön oder sehr klug wäre. Meine Frau findet zwar beides. Aber es stimmt nicht. Alle Mütter haben solche Ideen. Nein, es ist etwas anderes. Dieses Kind ist — gut.

Es ist nur ein zierliches, rosiges Menschlein, wie ein Flädchen Licht oder ein Schmilzlein Gold, und wir haben oft Angst, es könne, wie das bei kleinen Sonnenringeln manchmal geht, auf einmal nicht mehr da sein und bei uns nur so vorüber huschen. Es ist gar nicht kränklich oder schwach, aber es hat etwas — ja wie soll ich sagen — so lichthaftes. Es sitzt in seinem Wagen und lächelt süß, holdselig, sonnig in die Welt. Wir befürchten, es weiß nicht, wo es ist. Wer zur Türe hereinkommt, erhält einen Lichtschein aus seinen hellen Augen und ein Lächeln von seinem kleinen Mund. Das Strahlen ist fast eine Tätigkeit bei ihm. Nur wenn die Flasche nicht zur rechten Zeit kommt, sieht es uns ein wenig erstaunt an, brummt wohl auch ein bißchen und steckt aber dann den Finger in den Mund, als wollte es dem ungeduligen Magen sagen: „Da hast du mal was, du Freßsack. Die Leute haben doch so viel zu tun. Das geht alles nicht so schnell.“ Und dann lutscht es eifrig und zufrieden, bis die Flasche endlich kommt.

Das ist das seltsame an diesem Kind. Es hat eine himmlische Geduld. Wenn es schlafen soll und nicht gerade mag, und die Mutter ihm dies mit ernststen Worten vorhält und auch noch ein einbringlicheres Mittel anwendet — denn sie hat schon Sechsen das Schlafen gelehrt — dann lacht Fräulein Sonnenstrahl zu allem. Daß das böse gemeint sein könne, daß es überhaupt so etwas wie

Wöses geben könne, daran denkst es nicht im entferntesten. Wenn sein kleiner Bruder vermeintlich unbeobachtet das Schwesterchen heimlich an den Ohren zieht und die Beobachtungen darüber anstellt, ob es auch so ein komisches Gesicht mache wie die älteren Brüder, wenn sie einmal bei den Ohren genommen werden, dann ist er jedesmal höchst erstaunt. Denn Fräulein Sonnenstrahl nimmt diese seltsamen Studien des Bruders für Liebe und lächelt holdselig dazu. Und dem Bruder schlägt dann das kleine Gewissen vor diesem großen Glauben, und er macht dann gärtlich „Aja“, gerade als ob es wirklich nur Liebe gewesen wäre. Und Fräulein Sonnenstrahl lächelt dann noch holdseliger.

Das ist das Schlimmste an diesem sonderbaren Kind, daß es an uns alle glaubt, an unsere Liebe, Güte und Geduld. Und wir sind oft bange vor dem Tag, wo es herausbekommt, daß das alles nicht stimmt, daß es ganz wo anders ist.

Der, welcher Fräulein Sonnenstrahl so gerne heimlich bei den Ohren nimmt, heißt Muckel, der Knecht. Er ist ständig in irgendeinem Dienste beschäftigt, und was dieses zwei Jahre alte Kind alles zu tun hat, das läßt sich gar nicht sagen. Er muß die Welt ergründen, und dabei gibt es furchtbar viel Arbeit. Woher er eigentlich gekommen ist, das wissen wir auch nicht. Meine Frau sagt vom Mars, weil er so kriegerisch sei.

Er ist in allem das reine Gegenteil von Fräulein Sonnenstrahl, stämmig, tiefinnig, herb und entschuldig trotzig. Sein Prinzip heißt: arbeiten und nicht verzweifeln. Wenn er morgens zu mir herunterkommt, dann muß er sich zuerst einen meiner alten Filzhüte auf den Kopf setzen. So schafft es sich leichter. Zuerst werden die vor dem Ofen aufgebogenen Holzblöcke in verschiedene Teile der Wohnung placiert, am liebsten in die Betten. Dann hat er den Bücherschrank auszuräumen und mir die Bücher zu bringen, deren ich nach seiner Ansicht jetzt gerade dringend bedarf — Anwendungen in dieser Hinsicht finden bei ihm kein Gehör.

Er weiß genau, was ich nötig habe. Wenn er müde ist, dann setzt er sich auf den Boden neben den Bücherschrank und hält ein kleines italienisches Taschenwörterbuch, zu dem er eine leidenschaftliche Liebe hegt, fest unter dem Arm. Dann muß er aber doch auch im Schlafzimmer auf dem Waschtisch nachsehen, ob die Flaschen wieder so schön in einer Reihe dastehen. Wenn der Stuhl, den er zum Waschtisch ziehen will, um hinaufzusteigen, störrisch ist und nicht gleich folgt, wird der Knecht sehr zornig und verabschiedet ihm zuerst eine Portion Prügel. Dann geht es. Wenn nun die Gläser und Schachteln und Zahnbürsten alle heruntergeholt sind und Muckel endlich die Büchse mit den Willen aufgebracht und die schönen, eigentlich zu einem anderen Zwecke bestimmten Kügelchen alle richtig in das Fläschchen mit Haaröl gebracht hat, kommt gewöhnlich die Mutter dazu. Fast immer gerade in einem solchen Augenblick.

Wenn sie dann noch die sonstigen Arbeiten Muckels am Bücherschrank betrachtet, so zieht sie, was ich nicht verschweigen will, manchmal meine erzieherischen Fähigkeiten in Zweifel. Aber Muckel schaut in der bestimmten Erwartung, daß ich tieferes Verständnis für seine Tätigkeit habe als seine Mutter, mit einem so festen Blick zu mir auf, daß ich nicht umhin kann, den Knecht zu verteidigen.

„Was in der Welt getan werde, das sei schließlich egal. Die Hauptsache sei, daß überhaupt etwas getan werde. Das allerdings müsse mit Aufrichtigkeit und ganzer Hingabe geschehen. Und dann würde einmal alles gut.“

So etwa spreche ich zu Muckels Mutter, die darauf kopfschüttelnd hinausgeht und Muckel wieder das Feld überläßt. Zur Belohnung für meine Verteidigungsrede erhalte ich einen großen Band von Meyers Konversationslexikon, den der Knecht kaum schleppen kann. Hierauf hat er aber auch noch nach der Vorhangstange zu sehen, die man ihm gestern wegnahm. Weshalb, das wußte er wahrhaftig nicht. Nach zehn Minuten hat er sie. Er ist ein ausdauernder Sucher. Im nächsten Moment klinkt der Zylinder der Hängelampe zu Boden. Ich drehe mich um. Der Knecht steht da mit seiner Stange, ganz und gar nicht bestürzt. „Sagt Du das kaput gemacht, Muckel?“

„Ja, taput,“ sagt er sachlich und nüchtern, so wie man etwa von einer erfüllten Pflicht spricht.

Und so ist es mir ganz klar. Muckel muß einfach das alles tun. Es ist seine heilige Aufgabe, die Dinge vorerst kaput zu machen. Das ist jetzt seine einzige Möglichkeit, schöpferisch zu wirken. Das Positive wird später schon von selbst kommen. Er glaubt zwar nicht an uns, aber an sich und sein Werk. Ich glaube, Muckel wird einmal ein großer Mann werden, und heimlich glaubt meine Frau das auch.

A. F.

## Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Von der Vermehrung der Sommerblumen und Stauden.

Bei der Blumenzucht des Liebhabers spielt neben der Pflege und der Erhaltung des Vorhandenen auch die Vermehrung eine

Rolle. Abgesehen davon, daß manche Pflanzen sehr kurzlebig sind (ein- und zweijährige Gewächse), ist auch das Blumenleben von vielen Zufälligkeiten abhängig. Trockenheit, ein Unwetter, Ungeziefer, aber auch Krankheiten können mancher Pflanze den Garaus machen. Da muß dann für Ersatz gesorgt werden. Andererseits möchten wir auch diese oder jene Pflanze, die wir besonders bevorzugen, weil sie für uns ein Schönheitsideal ist, oder weil sie sich gerade unter den vorliegenden Verhältnissen als dankbar erweist, in größerer Zahl anpflanzen, also vermehren. Prießle meint, mit dem Vermehren ist es so eine Sache; alles, was man in der Natur nicht leiden mag, das vermehrt sich riesig, zum Beispiel Unkräuter, Spierlinge, die unter den „Singsbögen“ die elendesten Stümper sind, Ratten, Mäuse und Pflanzenläuse, so daß einem angst und bange werden kann. Aber bei dem wirklich Edlen, Schönen und Begehrtesten da hapert die Vermehrung.

Bei der Pflanzenvermehrung steht die natürliche Vermehrung durch Samen an erster Stelle, leider ist sie nicht immer anwendbar, denn einmal bedürfen manche Pflanzenarten zur Keimung lange Zeit, öfter ein bis zwei Jahre, wie zum Beispiel die Samen mancher Bäume, der Rosen und gewisser Stauden. Dann erfordert auch die Entwidlung der Sämlinge bis zur Blühbarkeit gleichfalls oft lange Zeit. Schließlich läßt sich nicht alles echt aus Samen ziehen, abgesehen davon, daß manche Gartenpflanzen überhaupt unfruchtbar sind, namentlich viele gefüllte blühende Sorten. Viele herrlichen Blüten unserer Gärten, die Gartenerose nicht ausgenommen, sind einschließlich fast aller Obstsorten keine echten Naturkinder, sondern durch den Gärtner künstlich gezüchtete Bastarde und Sorten, die, wenn sie überhaupt Samen tragen, durch Ausaat vermehrt, immer wieder das Bestreben zeigen, in die wohl wüchsigeren, aber vom gärtnerischen Standpunkt aus minderwertigen Urformen zurückzuschlagen. Sät man also die Kerne eines Edelapfels, so wird man in der Hauptsache minderwertige oder Holzäpfel erhalten, während die Samen der edlen Gartenerose meist einfachblühende oder Pflanzen mit schlechten, flattrigen Blumen geben, wie auch aus dem Samen der gefüllten Gartenerneken meist einfachblühende, als Schmuckpflanzen ganz wertlose Nachkömmlinge hervorgehen. Dies nur einige Beispiele.

Es gibt freilich Zierrpflanzen, bei deren Zucht wir ausschließlich auf Ausaat angewiesen sind. Es sind dies hauptsächlich die einjährigen Sommerblumen und die zweijährigen Gewächse. Sie lassen sich sachgemäß nur auf diesem natürlichen Weg vermehren, und ihre schönen Gartenformen kommen dabei meist echt oder doch zum größten Teile echt. Einjährige Gewächse sind solche, die man im Frühling sät, worauf sie im Laufe des Sommers ihre vollständige Entwidlung erlangen, das heißt blühen, Samen reifen und absterben. Bei diesen Sommerblumen hat aber der kleine Gartenbesitzer zwischen denen zu entscheiden, die sich seinen bescheidenen Verhältnissen anpassen, das heißt, die direkt dahin gefast werden können, wo sie ihre vollständige Entwidlung erlangen, und zwischen den anspruchsvolleren, die man erst unter Glas anziehen muß, bevor man sie im Mai an Ort und Stelle pflanzen kann. Man braucht aber nicht anzunehmen, daß die anspruchsvolleren auch immer die besseren und schöneren sind, glücklicherweise trifft auch das Gegenteile zu, genau wie bei uns Menschen. Von den anspruchsvollen Sommerblumen, die in erster Linie für den bescheidenen Liebhaber in Frage kommen, seien genannt die Reseda, der Gartenmohn, die Kapuzinerkresse, Himmelsröschen, manche Fuchschwanzarten, Sommerorchideen, Ringelblume, Schöngesicht, Gartenfornblume, Clartia, Sonnenblume, Sobotie, wohlriechende Wicke, Lupinen, Liebeshainblume, Jungfer im Grünen, Nachtkerze, Braut in Haaren und andere. Viele dieser Sommerblumen erscheinen, einmal ausgesät, von Jahr zu Jahr wieder, falls man etwas Samen zur Reife gelangen und ausfallen läßt, doch nehmen sie nie den Charakter von Unkrautpflanzen an. Man muß aber mit ordnender Hand eingreifen, sie da entfernen, wo sie nicht stehen sollen, und da, wo sie zu dicht aufgehen, Luft machen, indem man die überflüssigen zugunsten der verbleibenden entfernt. Während trocken aufbewahrte Samen mitunter schon im zweiten Jahre, sonst aber meist im dritten bis fünften Jahre die Keimkraft verlieren, hält sich der in den Boden gelegte Samen zehn Jahre und länger keimkräftig. Kommen diese Samen durch das Graben und Bedecken zu sehr in die Tiefe, so ruhen sie hier, da sie unter dem Abschluß der Luft nicht keimen können. Sobald sie aber bei späteren Bodenbearbeitungen oder Bodenlockerungen in eine für die Keimung günstigere Lage kommen, erfolgt diese, auch wenn es Jahre dauert. Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch das immer erneute Aufstehen der Unkräuter nach sorgfältigem Säen zu betrachten, abgesehen davon, daß auch viele flugsfähige Samen durch den Wind zugetragen werden. War der Garten einmal verunkrautet und hat sich das Unkraut infolgedessen selbst angesät, so wird man jahrelang haben, graben und wieder graben und haden müssen, bis man der Plage Herr geworden ist. Die Unkraut samen, die uns der Wind aus verwahrlosten Nachbargärten und von den Feldern zuträgt, fallen weniger ins Gewicht, denn es handelt sich bei ihnen meist um Gräser, deren leichte Saat der Wind meilenweit davonträgt, und um besügelte Samen, namentlich solche gewisser Korbblütler, wie Kreuzkraut, Kanadisches Veruskraut und Löwenzahn, dessen Samenstand zur Reifezeit gewissermaßen eine einer Seifenblase ähnliche Kugel bildet. Prießle sagt, wenn man hineinbläst, geht die Blase in tausend Teile, von denen jeder ein besügeltes Samenorn bildet, das lautlos davonfliegt.

Auch die zweijährigen Pflanzen, die in den Verzeichnissen des Gärtners durch ein besonderes Zeichen, eine Null mit zwei Punkten im Innern, kenntlich gemacht sind, vermehrt man nur aus Samen. Die beste Zeit hierzu sind die Monate Juli und August, während man die harten Sommerblumen erst im März und April sät. Von zweijährigen Gewächsen, die für den einfachen Liebhaber in Frage kommen, seien zunächst von Frühlingsblühern das dreifarbiges Stiefmütterchen (*Viola tricolor*), das Gartenbergkleeblümchen und die Silene (Taubenkropf) genannt. Diese Pflanzen sind vorzüglich zum Beet- und Rabattenschmuck. Man sät sie aber nicht an Ort und Stelle, sondern auf ein nicht zu sehr beschattet liegendes Saatbeet, besüßelt sie später auf ein Kulturbeet in etwa 10 Zentimeter Abstand und dann im Frühling dahin, wo sie blühen sollen. Die ersten Frühlingsblumen sind ja immer verhältnismäßig bescheiden, Prießle bekräftigt es mit dem Hinweis auf das Hungerblümchen, die späteren werden dann stolzer. Von diesen kommen für uns in Frage: der sibirische Mohn, weiß-, rosa-, braun- und gelbblühend, *Campanula Medium*, die großblütige Glockenblume mit einfachen und doppelten weißen, blauen und rosafarbenen Blütenlocken, die weiß- und blaublühende Pyramidenglockenblume, die stattliche Walre oder Stockrose und der rote Fingerhut, eine herrlich blühende Giftpflanze unserer Gebirgswälder, von der es prachtvoll gezeichnete weiße, rosafarbige und gelbe Gartenpielarten gibt. Auch diese zweijährigen Pflanzen sind anhänglich, d. h. sie säen sich selbst an, wenn man die Blüten nicht immer wieder radikal herunter-schneidet, so daß regelmäÙiger Ersatz für die eintritt, die ihre Schuldigkeit getan haben, d. h. Samen reifen. Man heißt sie zwar nicht gehen, wie den bekannten Mohn, wenn er seine Schuldigkeit getan, der häufig auch ein weißes Gesicht hat, sondern sie gehen allein, d. h. sie verschwinden.

Neben den Blütenpflanzen der beiden vorgenannten Gruppen, haben für den Parzellenbesitzer und Laubentkolisten die sogenannten Stauden das höchste Interesse, auch die verschwinden meist im Herbst, aber nur scheinbar, der Wurzelstock bleibt lebensfähig im Boden, um im Frühling mit verjüngter Kraft erneut auszutreiben. Unsterblich, wie Prießle anzunehmen geneigt war, sind die Stauden aber nicht; empfindlichere Arten können ausfrieren, oder vorzeitig den Entbehrungen dieser Erde zum Opfer fallen, alle gehen aber zurück und verschwinden schließlich, wenn man sie allzulange auf derselben Stelle stehen läßt und es an der erforderlichen Düngung mangelt. Solche, die diesen Kalamitäten eigenmächtig aus dem Wege gehen, indem sie im wahren Sinne des Wortes weiterlaufen, d. h. ihre Wurzeläusläufer nach Art der Himbeeren nach allen Seiten ausstrecken, und so wandern, um für sie noch jungfräulichen Boden in Besitz zu nehmen, sind zwar die widerstandsfähigsten, den Besitzern kleiner Grundstücke aber die unerwünschtesten. Zu ihnen gehören gewisse Herbstastern, manche Staudensonnenblumen, Staudenveilchen, gewisse Flammenblumen, auch Schwertlilien und andere. Da heißt es immer wieder im Herbst ausheben, teilen und frisch pflanzen. Was sich dabei als überflüssig herausstellt, schenkt man einem guten Nachbarn, oder taußt es gegen andere Pflanzen ein.

Auch viele Stauden lassen sich aus Samen vermehren; auch für diese sind Juli und August die besten Saatmonate. Das Verfahren ist das gleiche, wie bei den zweijährigen Pflanzen. Die künstliche Vermehrung der meisten Stauden erfolgt durch Teilung der Wurzelstöcke, die man, wenn sie fest und gedungen sind, durch kräftiges Einhauen mit scharfem Spaten zerlegt. Die beste Zeit hierfür ist nach der Blüte, also für frühblühende Arten im Juni, für mittel- und spätblühende im Juli/August, für spätblühende im Oktober, oder auch erst im zeitigen Frühjahr. Für manche Stauden kommt auch die Stecklingsvermehrung in Frage; sie gelingt aber dem Liebhaber selten, da die Stecklinge Behandlung unter Glas erfordern. Bei feinen gefüllten Nelken kommt dann noch die Vermehrung durch Ableger in Frage. Zu diesem Zweck werden nach der Blüte die abgeblühten Blütenstiele herausgeschnitten, der Boden wird um die Pflanze gelodert und dann werden von den längeren seitlichen Trieben die Ableger gemacht. Man schneidet den abzusenkenden Trieb an einer Stelle, wo er gut in die Erde zu bringen ist, mit sehr scharfem Messer von unten nach oben so durch, daß er an der Schnittstelle auf etwa 2 Zentimeter Länge halb abgetrennt ist, also klappt. Durch diese klaffende Schnittwunde wird nun ein von altem Reiserbesen geschnittenes Holzstäbchen geführt, damit die Wunde offen bleibt, und dann wird der so gebildete Ableger mit dem Stäbchen in der Erde befestigt, und mit guter, loderer Erde bedeckt. Innerhalb von sechs Wochen bewurzelt sich bei guter Bewässerung der losgeschnittene Teil, worauf man den ganzen Trieb abschneidet und als selbständige Nelke pflanzt. Dies etwas umständliche Verfahren ist das einzig mögliche, um die feinen, gefüllten Nelken, die sogenannten Topfornellen, mit ihren herrlich duftenden, prächtig gefärbten, geflamten, gestreiften und gestupften Blüten echt zu vermehren; denn aus Samen gezogen, würden sie fast alle in die unansehbare einfache Urform zurückschlagen. Prießle meinte, als ich ihm die Sache erklärte, seine Urgroßmutter habe es anders gemacht; sie habe um den abge schnittenen Nelkentrieb einige ihrer ausgeflämten weißen Haare gewickelt, um dann das ganze in die Erde zu huddeln. Urgroßmütterchen glaubte, daß sich ihre Haare am Nelkenstiel im Erdreich zu Wurzeln verwandeln würden, das war aber ein Köhlerglaube, denn wenn der so behandelte Steckling wirklich wuchs, dann war es der Steckling einer Federnelle und Urgroßmütterchens Haare, die übrigens echt gewesen sein sollen, hatten damit nichts zu tun. Die Federnelken,

und zwar nicht nur die gewöhnlichen, sondern auch die feinsten Sorten, werden jetzt auch vermehrt, aber in einfacher Weise. Man nimmt die abgeblühten Pflanzen aus dem Boden, schneidet die alten Blütenstiele ab, schüttelt die Erde aus den Wurzeln und zerlegt dann die Stäbe durch Zerreiben in beliebig viele Teile. Jeder abgeriffene Teil, mag er Wurzeln haben oder nicht, wächst, in gut gegrahenen Boden gepflanzt und anfangs bewässert, sicher an. Die Federnellen gehören zu den dankbarsten Sträuchern des Liebhabers; namentlich sind sie als Einfassungspflanzen hübsch, nicht nur zur Blütezeit, wenn sie aus tausenden von Einzelblüten zusammengesetzte Blumenbänder bilden, deren aromatischer Duft den ganzen Garten erfüllt, sondern auch weiterhin durch ihre silbergraue Belaubung. Aber alle Nelken haben im Winter böse Feinde: die Mäuse, wilden Kaninchen und Feldhasen, die sie oft mit Stumpf und Stiel aufstreffen, was ihre dauernde Pflege auf manchen Parzellen leider unmöglich macht. Hd.

## Kleines feuilleton.

### Physiologisches.

**Schlafexperimente.** Das Wesen des Schlafs ist trotz aller Bemühungen der Wissenschaft, die alle möglichen Arten der Erforschung dazu aufgewandt hat, noch nicht zuverlässig aufgeklärt worden. Vielleicht tragen dazu die mühsamen Untersuchungen bei, die von den Professoren Legendre und Biéron sechs Jahre lang durchgeführt und in ihren Ergebnissen jetzt der Pariser Akademie der Wissenschaften mitgeteilt worden sind. Die Gelehrten haben zu diesem Zweck Versuche an mehr als sechzig Tieren angestellt. Um die Ursachen des gewöhnlichen gesunden Schlafs zu ermitteln, ist es für den Forscher nötig, bei dem Wesen, das er beobachten will, das Schlafbedürfnis möglichst zu steigern. Deshalb ist das etwas grausame Verfahren eingeschlagen worden, die den Versuchen dienenden Tiere so lange am Schlaf zu verhindern, bis das Schlafbedürfnis geradezu gebieterisch wurde. Dies währte acht bis zehn Tage. Am besten wären für diese Versuche Affen, als die menschenähnlichsten Tiere, geeignet gewesen, die wußten sich aber ihrer Verwendung nachhaltig zu entziehen. Infolgedessen wurden Hunde benutzt. Diese Tiere wurden in der Nacht spazieren geführt, durften sich übrigens sonst niederlegen, aber nicht legen. Die Hunde benahmten sich dabei merkwürdig gut. Weder ihre Freßlust noch ihr Gewicht verminderte sich, und Temperatur und Atmung blieben normal. Auch sonst zeigten sich keine krankhaften physiologischen Veränderungen. Das gebieterische Schlafbedürfnis äußerte sich schließlich darin, daß die Hunde nicht mehr im Stande waren, ihre Augen auch nur für einige Sekunden offen zu halten. Außerdem knickten sie mit den Vorderbeinen zusammen. Auch waren stärkere Mittel nötig, um ihre Aufmerksamkeit hervorzuwachen. Die Untersuchung lehrte nun, daß bei allen Tieren in diesem Zustand Veränderungen in den Nervenzellen vor sich gehen, und zwar ausschließlich in der Stirnwindung des Gehirns, während alle anderen Nervenzellen unverändert bleiben. Auch in dem bezeichneten Gehirnteil waren nur die sogenannten Pyramidalzellen und polymorphen Zellen angegriffen. Die Veränderungen bestanden darin, daß der Zellkörper sich verkleinerte, eine Rippenform annahm und von Hohlräumen durchsetzt wurde. Der Zellkern war häufig aus der Mitte verschoben oder verdoppelt. Gestattete man dem Tier, sein Schlafbedürfnis ausgiebig zu befriedigen, so verschwand diese Veränderung sämtlich. Der Sitz des Schlafbedürfnisses kann damit zum ersten Male als sicher festgestellt gelten. Nun aber kommt das eigentlich Merkwürdige. Der Zustand der Schlaflosigkeit läßt sich von einem Hund aus einem anderen überimpfen. Führt man einem gesunden Hunde etwas Blutserum eines von heftigstem Schlafbedürfnis befallenen Hundes ein, so erscheinen die gleichen Veränderungen der fraglichen Gehirnzellen, wenn auch in abgeschwächtem Grade. Wird die Impfung mit genügend großen Dosen ausgeführt, so zeigen sich auch schon nach einer halben Stunde die Folgen in einer zunehmenden Ermattung, die mit der Zeit zu ganz demselben Zustande führt, wie er das Schlafbedürfnis kennzeichnet. Daraus wird der Schluß gezogen, daß sich durch die Ermattung ein Gift bildet, und weitere Versuche haben auch festgestellt, daß sich dies Gift durch eine Erhitzung auf 65 Grad zerstören läßt. Diese Forschungen geben somit einen zuverlässigen Boden für weitere Aufklärungen des Schlafrätsels.

### Verkehrswesen.

**Sugeschwindigkeit und Luftdruck.** Kürzlich ging die aufsehenerregende Nachricht durch die Presse, daß Eisenbahnarbeiter beim Reinigen des Drehgestells eines D-Zugwagens einen menschlichen Fuß gefunden hätten. Die nähere Untersuchung zeigte dann, daß der Fuß schon einige Wochen in diesem „Versteck“ gelegen haben muß. Die Annahme, daß einem Menschen von dem Zuge der Fuß abgefahren und „zufällig“ in das Drehgestell gelangt sei, ist vielfach recht ungläubig aufgenommen worden. Und doch dürfte diese Annahme, die den „schaurigen Fund“ ganz harmlos aufklärt, die richtige sein! Es erscheint durchaus wahrscheinlich, daß der Luftdruck den abgefahrenen Fuß in das Drehgestell gewirbelt hat.

Die Richtigkeit dieser Annahme läßt sich auf Grund interessanter Untersuchungen über Luftdruck und Sugeschwindigkeit nachweisen, die vor einiger Zeit in Amerika infolge eines vielumstrittenen Eisenbahnunfalls angestellt worden sind.

Daß im allgemeinen jeder Eisenbahzug, namentlich jeder schnell fahrende, einen eigenartigen Luftstrom von mehr oder minder großer Stärke erzeugt, liegt in der Natur dieser Bewegung. In Amerika war nun die Frage zu entscheiden, ob der durch einen fahrenden Eisenbahzug entstehende Luftdruck so stark werden kann, daß er einen Menschen umzureißen vermag? Ferner war festzustellen, ob durch die erzeugten Luftströmungen ein Mensch auch unter den dahinfahrenden Zug gewirbelt werden kann? Die oberste Gerichtsbehörde des nordamerikanischen Staates Missouri mußte die Aussage zweier Zeugen in dieser Hinsicht einer kritischen Nachprüfung unterziehen. Die beiden Zeugen sagten nämlich aus, daß ein Knabe, der auf einem Bahnsteige das Vorüberfahren eines Schnellzuges abwarten wollte, von dem erzeugten Luftstrome zunächst umgerissen und dann gewissermaßen „unter die Räder gezogen“ worden sei.

Um die Frage zu entscheiden, ließ das Gericht von dem Professor Ripper in St. Louis Untersuchungen über den Luftdruck von Schnellzügen vornehmen. Prof. Ripper machte insgedessen lange Zeit umfangreiche Versuche auf Schnellzuglinien. Hierzu wurden besonders Meßwerkzeuge und zuletzt sogar ein besonders eingerichteter Wagon benutzt. Das aufsehenerregende Ergebnis dieser wissenschaftlichen Untersuchungen ging nun dahin, daß der durch einen schnell fahrenden Eisenbahzug erzeugte Luftdruck sich noch in gewissen Entfernungen vom Gleise stark bemerkbar macht. Die Messungen ergaben zum Beispiel, daß ein mit einer Geschwindigkeit von 65 Kilometern in der Stunde dahinfahrender Eisenbahzug auf einer Entfernung von einem Meter von den Seitenwänden der Wagen einen Druck von 20 bis 30 Kilo auf den Quadratmeter ausübt. In den Fällen, in denen die Züge Lokomotiven mit nicht zugespitzten Stirnflächen aufwiesen, lag der Luftdruck infolge des höheren Luftwiderstandes bis auf 45 Kilo auf den Quadratmeter. Professor Ripper kam daher zu der Ueberzeugung, daß der Luftdruck vorbeifahrender Schnellzüge in der Tat ausreichen kann, um einen genügend nahestehenden Menschen umzuwerfen und unter die Räder zu ziehen!

Wenn nun auch das Ergebnis dieser Untersuchungen im ersten Augenblick die Gefahren rasch vorbeifahrender Züge besonders groß erscheinen läßt, so ist doch nicht zu verkennen, daß in Wirklichkeit keine wesentlichen Befürchtungen selbst bei Zügen mit besonders hohen Fahrgeschwindigkeiten bestehen. Auf die möglichst zweckmäßige Form der Lokomotivspitze und des ganzen Zuges wird immer größere Wichtigkeit gelegt. Bei den Schnellfabriksversuchen mit elektrischem Betriebe auf der Strecke Berlin-Jossen, wobei Fahrgeschwindigkeiten bis zu 210 Kilometer pro Stunde erreicht wurden, hatte man der Stirnseite der elektrischen Lokomotive besonders Formen zur möglichst vorteilhaften Ueberwindung des Widerstandes der Luft gegeben.

Nun kommt noch in Betracht, daß sich jeder vernünftige Mensch auf dem Bahnsteig schon infolge der Gefahr, daß ihm Staub in die Augen geschleudert werden kann, in möglichst großer Entfernung von dem durchfahrenden Schnellzuge halten wird. Schließlich ist noch zu bedenken, daß die Züge beim Durchweilen der Stationen meist mit herabgesetzter Geschwindigkeit fahren. Allerdings in einer Hinsicht dürften die Ergebnisse der erwähnten Untersuchungen geeignet sein, die meist überall schon bestehenden Vorschriften über den Ausschluß angestruemter Personen vom Betreten der Bahnsteige usw. zu verschärfen. M. G.

### Kulturgeschichtliches.

**Aus der Geschichte der Tapeten.** Wie das Porzellan, die Seide und das Glas, so stammt auch die Tapete aus China. Dort war sie bereits im 4. Jahrhundert nach Christus bekannt und diente zum Schmuck der Tempel und Häuser. Im 16. Jahrhundert haben die Holländer, die damals das größte seefahrende und handeltreibende Volk waren, die Tapete nach Europa gebracht. Die frühesten chinesischen Tapeten waren handgefertigte Papierstoffe, die in einzelnen Plättchen mit kunstvollen Handmalereien versehen oder bedruckt wurden. Sie wurden damals, entsprechend den Zwecken, denen sie dienten, in verschiedenen Formen und Größen hergestellt. Die Rollen tapete mit fortlaufendem Muster war noch unbekannt. Erst die Entwicklung der Buchdruckerkunst und die Erfindung der Rotationsmaschine hat die moderne Tapetenindustrie in die Höhe gebracht. So lange China und Japan keine Handelsgebiete für Europa waren, galten die Tapeten als Luxusartikel und waren selten. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts hielten sich die Preise auf großer Höhe und erst um 1750 wurden die Tapeten allgemeiner Gebrauchs- und Handelsartikel. Bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts waren die Engländer die bedeutendsten Importeure handgemalter chinesischer Tapeten. Aber nur für eine kurze Zeit. Denn bald hatten sie die Tapetenindustrie im eigenen Lande durch geeignete Druckmaschinen so auf die Höhe gebracht, daß der Import echter chinesischer Tapeten fast gänzlich einschloß. Während der Regierungszeit der Stuarts begannen auch die Ledertapeten und die gewebten Wanddekorationen den so viel billigeren Papiertapeten zu weichen.